

Namen zu geben, solange, als Schärfe und fehlende Sporenkristallierung als konstante Merkmale gelten dürfen. Auch dann aber bleibt die Art dem echten Goldtäubling nahe genug verwandt.

Wie ich ein Pilzfreund wurde.

Von Dr. *Stier*, Swinemünde.

Wie ich ein Pilzfreund wurde? Ja, da hat wohl zunächst die „Vererbung“ nicht unerheblich mitgespielt, denn mein Vater war auch einer, und ein Bruder meiner Mutter hat einmal in irgendeiner Zeitschrift einen Artikel über die Erdsterne (Geaster) veröffentlicht, die in seiner thüringischen Heimat wohl selten sind. Lebhaft entsinne ich mich noch, wie mein guter Vater seine Söhne — er besaß davon vier Exemplare — bei unseren Ausflügen in den schönen Harz sorgfältig auf die eßbaren und giftigen Pilze aufmerksam machte. Als Schreckensgespenst schwebte uns der Knollenblätterschwamm vor, den wir freilich meines Wissens nie zu Gesicht bekamen. Wenigstens habe ich ihn in den letzten zehn Jahren bei gelegentlichen Besuchen im Harz nicht gefunden. Nummer zwei war der Satanspilz, der uns nun wirklich gezeigt wurde, der unheimliche Geselle, den wir mit ehrfurchtsvollem Schaudern anstauten. Mit einem kräftigen Stockschlage (!) wurde der Übeltäter stets für seine Bosheit bestraft. Freilich war es nur der biedere Schusterpilz, *Boletus miniatoporus*, wie ich später erfuhr, den wir so feindselig behandelten. Aber die Absicht war jedenfalls gut, denn wir wollten unkundige Pilzsucher vor Unheil bewahren. Überhaupt war die Pilzkenntnis nicht nur meines Vaters, sondern auch anderer Sammler damals eine sehr beschränkte und nur auf das Materielle eingestellt. Den Triftenchampignon kannten wir natürlich und stellten ihm eifrig auf den sandigen, von Schafen beweideten Vorbergen des Harzes nach. Ebenso machten wir Jagd auf den Parasolpilz (*Lepiota procera*), den Pfifferling und den Steinpilz. Ich wundere mich nur, daß wir damals nicht einmal an den Gallenröhrling (*Boletus felleus*) oder den Dickfußröhrling (*Boletus pachypus*) geraten sind, die man im Harze nicht selten findet, denn diese vom Steinpilz zu unterscheiden, hätte unsere Weisheit schwerlich vermocht. Dann sammelten wir den „Schmerling“, womit wir ohne übertriebene Engherzigkeit den Butterpilz (*Boletus luteus*) wie den Körnchenröhrling (*Boletus granulatus*) und den Goldröhrling (*Boletus elegans*) bezeichneten. In den Ferien zogen wir Knaben dann, mit grünen Botanisiertrommeln und Butterbrot bewaffnet, weit hinaus zu einem Rennplatz, auf dessen sandigen Heideflächen wir den „Maischwamm“ in großen Massen zum Trocknen sammelten. Mit diesem unangebrachten Namen bezeichneten wir den Nelkenschwindling oder Kreisling (*Marasmius oreades*), der treffliche Pilzsuppen lieferte. Damit war unsere Pilzkenntnis aber auch erschöpft. Pilze, die anliefen, wurden ängstlich gemieden, also auch der gute Maronenpilz (*Boletus bapinus*). Auch dem Fliegenpilz gingen wir mit einem großen Bogen scheu

aus dem Wege, wagten ihn noch nicht einmal anzurühren aus Angst vor Vergiftung, und mein Vater hat es bis zu seinem Tode unserem Onkel nicht glauben wollen, daß es in Thüringen eine Familie gäbe, die diesen Pilz ungestraft verzehrt hätte. Was Täubling war, erschien uns verdächtig, und der Täublinge waren viele in unserem Pilzlexikon. Denn wir verfuhrten seelenruhig nach dem schönen Spruch:

„Was ich nicht recht bestimmen kann,
Das seh' ich als 'nen Täubling an.“

Übrigens hatten wir damals in Quedlinburg auch eine Koryphäe der Pilzwissenschaft. Das war der Mittelschullehrer Karl Cloeber, dessen „Pilzküche“ noch heute im Gebrauch ist. Wie weit freilich seine Kenntnisse reichten, vermag ich nicht zu sagen. In seinem genannten Buche wie auf seiner Pilztafel beschränkt er sich ja auf die gangbarsten Arten. Ob er auch *Boletus miniatorporus* für den Satanspilz hielt? Denn mein Vater ließ sich von ihm in der Pilzkunde unterweisen. In den späteren Auflagen des „Pilzsammlers“ von Cloeber (der Verfasser ist erst 1911 gestorben) sind allerdings die Ergebnisse der neueren Wissenschaft etwas mehr berücksichtigt. In meinen Knabenjahren aber steckte jedenfalls die ganze Mykologie noch arg in den Kinderschuhen.

Soweit meine Jugenderinnerungen. Später kamen wir selten zu gemeinsamen Ausflügen, denn die Amtsgeschäfte meines Vaters mehrten sich ständig, und wir heranwachsenden Jungen interessierten uns für Turnfahrten, Tanzstunden, heimlichen Fechtverein und dergleichen mehr als für Pilzjagden. Dann kam das Studium, das mich auf ganz andere Gebiete als zur Naturwissenschaft führte und auch später, als ich im Schweiß meines Angesichts Weisheit in die harten, widerstrebenden Pommerschädel zu trichtern hatte, waren mir die guten Schwammerlinge völlig Hekuba. Aber durch unsere schöne Landschaft streifte ich noch immer gern, und da geschah es einmal im Jahre 1910, daß ich im Buchenwald auf eine ungewöhnliche Fülle von Steinpilzen stieß. Sofort erwachte der im Menschen tief sitzende Nützlichkeitstrieb, und ich stopfte die Taschen und die Kapuze des Wettermantels damit voll. Fast ging es mir wie dem undankbaren Schwein in der Fabel — man verzeihe den harten Vergleich — denn während ich einen Pilz an seinem dickbäuchigen Stiel packte, verschlang ich schon den nächsten, der ein paar Schritte weiter stand, mit den Augen.

Mit einem Schlage war das Interesse an den Pilzen wieder erwacht. Schon am nächsten Tage wanderte ich zum Buchhändler und erwarb für zweimal fünfzig Pfennige die trefflichen kleinen Pilzbüchlein von Blücher in der Miniaturbibliothek, die seitdem meine treuen Begleiter in Feld und Wald wurden. Viel habe ich aus ihnen gelernt, und ich kann nur jedem Anfänger dringend raten, sie zu benutzen, zumal wenn seine Börse schmal ist. Kann er dagegen etwas mehr anwenden, so wäre ja Kleins hübsches Büchlein (Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher, Heidelberg) oder die einbändige Ausgabe von Michael-Schulz mehr zu

empfehlen. Jedenfalls legte ich mit dem Blücher den Grundstock zu meinem Wissen und wagte mich binnen kurzem zum Entsetzen der Eingeborenen an Pilze, die hierzulande noch kein Mensch gegessen hatte. Denn zunächst sammelte ich sie nur zu Nahrungszwecken, zumal in der knappen Kriegszeit. Aber ich muß ehrlich gestehen, es kostete mich jedesmal Überwindung, wenn ich einen neuen Pilz versuchte, selbst wenn ich ihn noch so gut kannte. Ich entsinne mich recht deutlich, wie es mir mit dem Schusterpilz ging, der mit Steinpilzen vermischt recht gut schmeckt. Ich war meiner Sache völlig sicher, und so mußte einmal der Anfang gemacht werden. Nun pflegten meine Wirtsleute mittags die Hälfte der von mir gesammelten Pilze zu verspeisen, während ich im Wirtshaus meine Mahlzeit einnahm. Abends bekam ich dann den Rest. Ich fand das für Versuche sehr praktisch. An dem betreffenden Tage kam ich aber doch mit klopfendem Herzen nach Hause, denn ich rechnete stark mit der Möglichkeit, meine Wirtsleute, die unbedingtes Vertrauen zu meiner Wissenschaft hatten, auf dem Rücken liegend zu finden, alle viere von sich streckend. So lebhaft wirkten meine Jugenderinnerungen noch nach. Sie waren aber vergnügt und munter, und damit war der Bann gebrochen. — Blücher genügte bald meinem Wissenstrieb nicht mehr und wurde durch den dreibändigen Michael ersetzt, den ich auch heute noch sehr schätze. Dann kam der Gramberg dran und schließlich Rickens „Vademekum“. Weil ein „Taschenbuch“ keine erschöpfenden Darstellungen bringen kann, brachte das letztere freilich eine Enttäuschung: Ich hatte mir eingebildet, ich könnte nun jeden x-beliebigen Pilz bestimmen, und fand zu meiner Betrübnis, daß das durchaus nicht der Fall war. Als Nicht-Naturwissenschaftler fehlte es mir eben an jeder botanischen Systematik, als Beamten auch an der nötigen Zeit. Und dann die eigenartige Geheimsprache des verdienten Forschers, die meine Versuche so erschwerte! Selbst die Anschaffung von Hermanns „Lexikon der Pilzsprache“ half da nur wenig. So erwarb ich denn Rickens „Blätterpilze“ in zwei Bänden, und zwar zur Inflationszeit, wo das schöne Werk nur einige hundert Mark kostete. Ich war sehr stolz darauf, trotzdem die Bilder wohl mehr für den Pilzkenner berechnet sind als für den Lernenden. Ähnlich erging es mir mit dem Thomé-Migula, der mir in der von mir verwalteten Bibliothek zur Verfügung steht. Ein paar andere kleinere Pilzwerke und die Handschriften von Nüesch vervollständigten dann meine Pilzbibliothek. So kam ich als Pilzkenner bald in den Ruf ungeheurer Gelehrsamkeit, was auf unseren beiden Inseln just kein Kunststück ist. In stillen Stunden schlage ich freilich demütig an die Brust und bekenne offen: Zum Pilzkenner habe ich es nie gebracht; ich bin immer nur ein Pilzfreund geblieben. Wenn ich um Auskunft gebeten wurde, hatte ich meistens das Glück, daß mir bekannte Arten vorgelegt wurden. Im anderen Falle bediente ich mich des bekannten Tricks, den mir der Kollege Botanikus anvertraut hat, und gab mit wichtiger Miene einen erfundenen lateini-

schen Namen an, etwa: „*Bombastus mycologicus*“, deutscher Name nicht vorhanden, stark giftverdächtig. Ließ es der Habitus einigermaßen zu, so verfuhr ich nach der obenerwähnten Täublingsregel. Aber in bescheidenem Maße habe ich doch zur Verbreitung der Pilzkunde durch Vorträge und Ausflüge sowohl mit Schülern als mit Erwachsenen beigetragen. Jedenfalls essen jetzt in unserer Heimat eine ganze Menge Leute Pilze, die sie früher für giftig hielten, eigentlich zu meinem Schaden, denn sie suchen sie mir mit Vorliebe auf meinen Jagdgründen vor der Nase weg. Namentlich der Schopftintling, der Zigeuner, verschiedene Täublingsarten, der Schusterpilz, die Totentrompete wandern ohne Beanstandung in den Küchentopf. Niemals versäume ich es, bei Ausflügen harmlos Vertrauende einmal an einem Mordschwamm, einem Pfeffermilchling, einem Gallenröhrling oder an etwas derartig Gutem lecken zu lassen. Ich ernte dann immer die besten Wünsche für mein ferneres Wohlergehen, aber den Pilz vergessen sie nicht wieder.

Natürlich bin ich längst über das rein materielle Interesse bei der Pilzkunde hinweggekommen und handhabe fleißig das Mikroskop, freilich auch nur ganz laienhaft. Und ich habe meine helle Freude daran, denn meine einsamen Wanderungen haben dadurch einen bestimmten Inhalt bekommen. Nur eins muß ich an der Pilzliebhaberei aussetzen: Man starrt immer nur auf die Erde und ermüdet das Auge, statt sich an der herrlichen Natur zu erfreuen. Und wenn die Streife fast oder ganz erfolglos gewesen ist, so empfindet man das doppelt. Es ist ganz eigenartig, wie man sich beim Schwammerlsuchen unwillkürlich Spürhundgewohnheiten zulegt: Ständig schweifen die Augen auf dem Boden umher, wenn auch die Nase infolge ihrer mangelhaften Fähigkeiten erst in Tätigkeit tritt, wenn das betreffende Exemplar in die Höhe gehoben wird.

So erweitere ich meine Kenntnisse jedes Jahr um ein paar Pilze und häufe gleichsam Steinchen auf Steinchen. Ein Prachtbau wird wohl niemals daraus werden; aber das schadet auch nichts. Ich habe meine Freude daran, und was will ich mehr? Ich nehme an, daß es manchem meiner geneigten Leser ebenso geht, und ihnen seien deshalb diese Zeilen ganz besonders gewidmet.

Leuchtender Ölbaumpilz (*Clitocybe olearia*) und Fenchel-Tramete (*Trametes odorata*).

Zu unseren Bildern (Taf. 8, F. 1 u. 2).

Auf der heutigen Tafel führen wir unseren Lesern zwei merkwürdige Pilze vor; um das Verbreitungsgebiet beider Arten recht genau festzulegen, bitten wir, sorgfältig auf diese Pilze zu achten. Besonders auf das Verbreitungsgebiet des Leuchtpilzes, dessen Hauptvorkommen in das Mittelmeergebiet fällt, werden wir gelegentlich zurückkommen. Der leuchtende Ölbaumpilz kommt bei uns, wenn auch selten, an Laubholzstümpfen vor. Von dem Unkundigen wird er zunächst für einen riesigen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für Pilzkunde](#)

Jahr/Year: 1928

Band/Volume: [7_1928](#)

Autor(en)/Author(s): Stier

Artikel/Article: [Wie ich ein Pilzfreund wurde 136-139](#)